

# Budapest gestern und heute

Budapest, 2. Dezember

Nun bröckeln langsam auch die Fassaden ab, auf die das feudale Ungarn immer so viel Wert gelegt hat, und man ist davon abgekommen, Armut als eine Schande zu empfinden. Das tausendjährige Reich Stephans des Heiligen, in der Seele dieses stolzen Volkes als Glaubensbekenntnis der Nation heute stärker denn je verankert, gibt den inneren Halt, dem kritischen Auge des ausländischen Beobachters freimütig entgegenzutreten. Nichts von alledem, was wir in Deutschland in den Inflationsjahren und auch späterhin in einer Fülle ohnegleichen an neuzeitlichen Bahnhof- und Stadionbauten, an Vergnügungstocalen und Bürohäusern letzter Schaffung, an Kliniken und sozialen Zweckbauten entstehen sahen, ist hier zu finden: Budapest ist ganz so geblieben, wie es vor dem Kriege war, vielleicht sogar fremd dem Geist der Moderne, der auf dem Boden des traditionellen Konservatismus instinktiv Ablehnung findet.

Diese Stadt, deren Bevölkerungszahl vor nicht langer Zeit die Millionengrenze überschritten hat, trägt ihre Vitalität in sich, und sie kann deshalb auf rein optische Reizmittel, soweit sie über die erstaunliche Schönheit ihres eigenen Antlitzes hinausgehen, leicht verzichten. Schließlich sind Paprika und Gardaz, Tolayer und Zigeunermusik auch nicht zu verachten. Kein neues Hotel ist gebaut worden, keine neuen Kaffeehäuser spekulieren auf sensationslüsternen Besuch. Man sitzt im Café Newyork, bei Gundel, beim Spolarich, in den herrlichen versponnenen Gasthäusern auf der Döner Seite und in den Restaurants am Donaurfer heute fast noch genau so wie vor zwanzig Jahren, in der Umgebung eines sezessionistischen Stils der neunziger Jahre, mit zahlreichen unnützen Spiegeln, vergoldetem Zierat, altmodischen Marmorsäulen und rotem Blüsch, aus dem die muffige Luft des vorigen Jahrhunderts herausschlägt. Ueberladener Reichtum war dies früher, heute ist es ein Zeichen der Armut; es gibt aber keinen Ungarn, keinen Bewohner der stolzen magyarischen Donaumetropole, der nicht gerade diese gleichgebliebene Umgebung als Unterpfand einer ideellen Einstellung empfinde, die mit der Wiederkehr einer besseren Zeit rechnet. Man sieht Brücken, die längst einen neuen Anstrich vertragen würden, aber es fehlt das Geld. Es fehlt das Geld, die bröckelnden Fassaden der Häuser am Donaurfer neu aufzuputzen, und es kommt vor, daß man in den ersten Hotels ein Mahl von der raffinierten Güte, die die ungarische Küche so sehr auszeichnet, auf Tischen mit sorgfältig und fast unsichtbar gestopften Tischtüchern einnehmen muß. Und nur mit Mühe vermögen die Serbietten

aus dem guten irischen Leinen der Vorkriegsjahre dem Zahn der Zeit zu trotzen.

Gewiß, es sind Neuerlichkeiten, aber sie sind doch nun einmal charakteristische Merkmale einer Zeit, deren Tragik hier im Zentrum der feudalen Kavaliertaditionen besonders schwer ins Gewicht fällt. Blöcklich sieht man mitten drin in der Erörterung des Existenzproblems eines Staates, dem man zwei Drittel seines Landes und rund ein Drittel seiner magyarischen Bevölkerung in Trianon raubte, dem man die Kohlengruben, den Wald und die Salinen nahm und den man als vergewaltigten und entrechteten Torso mit dem Titel eines „Königreichs ohne König“ seinem schmerzlichen Schicksal überließ. Kann Ungarn aber, auf das Niveau eines kleinen Bauernstaates gedrückt und verurteilt zur Ohnmacht, aus der heraus die abgestumpfte Weltöffentlichkeit nur immer wieder den millionenfachen Ruf „Nem, nem, soha!“ — „Nein, nein, niemals!“ und den Schrei „Gerechtigkeit für Ungarn!“ vernimmt, das glanzvolle Gekern mit seinem Ruhm und seinem Reichtum wirklich so stark aus seinen Lebensäußerungen ausschalten, daß es sich in dem armseligen Heute zurechtfindet, ohne über seine Verhältnisse zu leben?

Das eiserne Maß, das man bislang nur als einen problematischen Begriff schätzte, hat auch dieses erzwungen. Und es spricht für die vornehme Schönheit dieser einzigartigen Stadt mit ihren barocken Adelspalästen auf der Döner Seite, mit der majestätischen Burg und dem wehleuchtenden romanischen Wunderwerk der Fischerbastei, mit ihrer Krönungskirche und dem imposanten Barock des Parlaments, vor allem aber mit ihrem stolzeften Wahrzeichen, dem alles beherrschenden breiten Donaustrom, daß auch diese Rücksichtnahme auf den traurigen Wandel der Zeiten ihr keinen Abbruch getan hat. Der letzte Ministerpräsident, Graf Julius Karolyi, der in zwei einfachen Zimmern wohnte und sich zu Fuß oder mit der Elektrischen ins Amt begab, war eine Neuererscheinung im öffentlichen Leben Ungarns, die man bestaunte wie ein vom goldenen Kavaliertempel gefallenes Wunder. Heute weiß man, daß es anders eben nicht mehr geht, und man richtet sich mit Haltung danach ein. Wie gewöhnlich, so täuscht auch hier der erste oberflächliche Eindruck. Man sieht auf den Hauptverkehrsstraßen der City, in der Bazsi und Kossuth Lajos utca, viel besser angezogene Männer und viel elegantere Frauen als beispielsweise auf der Rántner Straße in Wien, aber man frage beiseite nicht, ob die Schneiderrechnungen bezahlt wurden; man erlebt staunend, wie in den Abendstunden die vornehmen Restaurants auch der teuersten Hotels mit einem erlesenen Publikum angefüllt sind, das im Smoking und Abendkleid den äußeren Schein der sogenann-

ten heute volles verteidigt. Aber das Billigste, was Ungarn heute aufzuweisen hat, ist ja gerade Essen und Trinken, und so wird auch dieses Phänomen erklärlich. Selbst in den besten Restaurants gibt es heute auf der Speisefarte die beliebten „kleinen Portionen“; im Hotel Hungaria beispielsweise kann man schon für den Preis von 2 Pengö 50 (etwa 1 Mark 50 Pfennig entsprechend) ausgezeichnet soupiieren, und der Wein schließlich aus der ungarischen Tiefenebene ist mit 70 Pfennig pro Liter billiger als das Bier.

Man stellt sich um, mit einem bißchen Sentimentalität und mit etwas angepannter und forscher Aufrichtigkeit, die nicht verschweigt, daß halb Budapest von Bump und vom Versakamt lebt. Nun hat man auch das Königstheater, auf dessen Brettern eine Sari Fedak ihre Triumphe feiern konnte, und das Theater auf dem Bethlenplatz zusperrten müssen, und die Bühnen, die noch weiter arbeiten, kämpfen gleichfalls verzweifelt gegen die übermächtige Krise: Tafeln mit der stereotypen Aufschrift „Kiado“, was dasselbe heißt wie „Zu vermieten“, künden an allen Ecken und Ranten des Geschäftszentrums genau so wie in Berlin und in anderen Städten des europäischen Kriegerherdes den Verzweigungskampf der Kaufmannschaft an. Am tragischsten mag aber für den Kenner des alten Ungarn das gegenwärtige Schicksal des ungarischen Nationalkasinos anmuten. Das Nemzeti Kasino, wie es auf magyarisch heißt, hat in der Geschichte des alten und des neuen Ungarn eine ungeheure Rolle gespielt. Es ist der Klub der ungarischen Hocharistokratie, von einer Exklusivität und Sittenstrenge, von einer Tradition und Bedeutung, wie sie vergleichsweise kaum ein anderer Klub in Europa, einschließlich aller Jockeyklubs, besitzen haben dürfte. Der berühmte Graf Stephan Széchenyi war sein Begründer, und von hier aus wurden die feinen Fäden gesponnen, die in der alten Monarchie den hohen Ruf der ungarischen Diplomatie befestigten. Nun steht man vor der Zwangslage, aus Mangel an Mitteln auch dieses Wahrzeichen des feudalen Ungarn schließen zu müssen, wenn es nicht gelingen sollte, den Kasinobetrieb wenigstens in ganz verkleinertem Umfange weiterzuführen, nachdem man in den letzten Wochen einen großen Teil der herrlich eingerichteten Säle wegen der unerträglich hohen Beleuchtungs- und Heizungskosten ohnehin hat zusperrten müssen. Es ist schon so: nun droht auch das repräsentative Gesicht des alt-neuen Ungarn im mörderischen Strudel der Krise zu versinken. Man weiß es, aber man wird es mit Würde und Haltung ertragen, denn der Kampf um die bessere Zukunft wird weitergehen, auch ohne Kulissen und trotz bröckelnder Fassaden.

Artur Kornhuber